

Maja Nielsen

**DAS
FALSCHHE
LEBEN**

Maja Nielsen, 1964 in Hamburg geboren, absolvierte an der Hamburger Hochschule für Musik und Darstellende Kunst ein Schauspielstudium. Seit 1998 arbeitet sie als Autorin, ihre Geschichten sind als Bücher, Hörbücher und Rundfunk-Features erschienen. Maja Nielsens erfolgreiche *Abenteuer!*-Reihe im Gerstenberg-Verlag wurde vielfach ausgezeichnet. Für das Hörspiel *Feldpost für Pauline* erhielt sie 2009 den Deutschen Kinderhörspielpreis. Das gleichnamige Buch im Gerstenberg Verlag wurde zu einem Long- und Bestseller. Für das 2018 erschienene Buch *Tatort Eden 1919* erhielt sie den Jugendbuchpreis Friedolin der Stiftung Weltethos.

Maja Nielsen und der Gerstenberg Verlag danken Thomas Raufeisen sehr herzlich für die Zusammenarbeit bei diesem Buch.

Ein herzlicher Dank geht zudem an Dr. Jens Schöne, Historiker, Berlin, und an Prof. Dr. Axel Klausmeier, Direktor der Stiftung Berliner Mauer.

Maja Nielsen

DAS FALSCHHE LEBEN



GERSTENBERG

»Es gibt kein richtiges Leben im falschen.«

Theodor W. Adorno

»Welches menschliche Leid autokratische Willkürsysteme wie die SED-Diktatur billigend in Kauf nehmen, kann man in diesem ebenso dichten wie emotional aufwühlenden Buch anschaulich lernen. Besonders lesenswert in Zeiten, in denen die Demokratie standhaft verteidigt werden muss!«

Axel Klausmeier,

Direktor der Stiftung Berliner Mauer

KAPITEL 1

Der Überläufer

Als er in die Marienburger Straße einbiegt, bemerkt er die beiden Männer mit ihrem Spürhund sofort. Sie sehen sich die geparkten Autos an. Mitten in der Nacht! Bei dieser Eiseskälte! Das Thermometer ist auf minus 15 Grad gefallen. Das zeigt, wie groß der Druck ist, den Überläufer zu finden und unschädlich zu machen. Stiller ist natürlich klar, dass sie nach seinem schwarzen Lada Ausschau halten. Da suchen sie in Berlin aber vergeblich. Denn der Wagen steht im Thüringer Wald und ist unter Schneemassen begraben. Erst im Frühjahr wird er wieder zum Vorschein kommen.

In einer dunklen Auffahrt wartet er, bis die Männer mit ihrem Spürhund in die Nebenstraßen weitergezogen sind. Erst dann parkt er vorschriftsmäßig mit zwei Rädern auf dem Gehweg unweit seiner konspirativen Wohnung. Aber kaum hat er den Motor abgestellt, schießt da dieser verrückte Hund wie aus dem Nichts auf ihn zu, springt an der Fahrerseite hoch und zeigt ihm seine Fangzähne. Ein deutscher Schäferhund, groß, mit gesträubtem Fell, völlig außer sich. Er knurrt ihn an, fletscht die Zähne. Wenn die Autoscheibe nicht wär, er hätte wohl schon nach ihm geschnappt.

Aussteigen kann er so natürlich nicht. Er sitzt in der Falle. In seinem eigenen Auto! Unfassbar.

Im Rückspiegel sieht er den Hundeführer in seine Richtung rennen. Dahinter taucht auch schon der zweite Mann auf. Stiller reißt das Handschuhfach auf. Dabei weiß er natürlich, dass er sie hier

nicht findet. Seine Dienstwaffe liegt oben in der Wohnung in ihrem Versteck. »Idiot!«, zischt er und schlägt gegen das Lenkrad. Es ist aus. Nur weil sich die verdammte Töle losgerissen hat. Er hebt die Hände, damit sie sehen können, dass er unbewaffnet ist.

»Hasso, aus!«, brüllt der Hundeführer im Herankommen. Ein Befehlston wie auf dem Kasernenhof. Jetzt hat er die Leine ergriffen und versucht, den Hund vom Auto wegzuzerren.

Langsam setzt bei Stiller das Denken wieder ein. Es geht hier gar nicht um ihn. Es geht um den Hund! Er lässt die erhobenen Hände auf seine Knie sinken. Der Köter springt weiterhin am Auto hoch. Sein Geifer klatscht gegen die Scheibe. Dafür setzt es jetzt ordentlich was. Da jault er auf und gibt endlich Ruhe.

Mit einiger Mühe bekommt der junge Stasi-Mann sein Tier dazu, sich auf dem vereisten Gehweg hinzusetzen. Stiller steigt aus, als sei nichts gewesen. Der zweite Mann ist inzwischen hinzugekommen. Sie schenken Stillers weißem Wartburg kaum Beachtung. Von einer Personenkontrolle sehen sie ebenfalls ab. Seine Panik war vollkommen überflüssig. Schon wieder fängt der Hund an zu knurren. Für seine Unfolgsamkeit fängt er sich noch einen Hieb mit der Leine ein. Das wirkt für den Moment. Keine Frage, das Tier kann Stillers Angst riechen.

Jetzt bloß keinen Fehler machen!

»N'Abend, Genossen!«, grüßt Stiller möglichst beiläufig und klappt den Kragen seines Anoraks hoch.

Sie sind von der Firma, genau wie er. VEB Horch und Guck, wie es im Volksmund so treffend heißt. Auch wenn sie sich noch nie begegnet sind, man erkennt sich. Irgendwie haben alle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit denselben Stallgeruch. Ganz gleich, ob sie von der Spionageabwehr sind, wie die beiden Männer, oder von der Auslandsaufklärung, wie er selbst.

Sie grüßen kollegial zurück. »Der ist noch grün hinter den Ohren. Der muss noch lernen!«, entschuldigt der ältere der beiden den Hund.

»Wachsam sein, immerzu! Machst du gut!«, lobt Stiller mit leichtem Spott das unerzogene Biest, das sich noch immer nicht beruhigen lassen will. Ganz im Gegenteil. Als Stiller jetzt nach dem Koffer auf dem Rücksitz greift, fängt er erneut wie von Sinnen an zu bellen. Als wüsste er, was sich darin befindet. In einer der Wohnungen im Haus hinter ihnen geht schon das Licht an. Kein Wunder bei dem Radau. Die Lampe wird aber gleich wieder ausgemacht. Das Tier zieht an der Leine, will Stiller anspringen. Der junge Hundeführer kann es kaum zurückhalten.

»Was haben Sie bloß in Ihrem Gepäck?«, fragt er schließlich ganz außer Atem, als der Ältere die Leine übernimmt und sich bei dem Tier energisch Respekt verschafft.

»Staatsgeheimnisse!«, antwortet Stiller trocken. »Massenhaft geklaute Geheimpapiere aus der Zentrale!« Was sollte das denn jetzt?, fragt er sich im selben Moment erschrocken. Wird er jetzt irre?

Die beiden Männer finden seine Antwort zum Glück wahnsinnig komisch. Lachend tippen sie sich an die Fellmützen und machen sich auf den Weg Richtung Prenzlauer Allee.

Stiller überquert mit raschen Schritten den Gehsteig und verschwindet mit seinem Koffer in dem Haus, in dem sich seine Dienstwohnung befindet, Tarnname »Burg«. Das war knapp, durchfährt es ihn, als er die Tür aufschließt.

Von nun an darf er sich keine Fehler mehr erlauben. »Sonst bist du tot. Sonst bist du sogar toter als tot!«, macht er sich klar. Er geht ans Fenster und vergewissert sich, dass die beiden Agentenjäger mit ihrem Hund auch wirklich abgezogen sind. Erst dann knipst er in der Küche das kleine Licht an.

Er zieht den Tritthocker hinter der Tür hervor, steigt hinauf und wendet sich seinem Nibelungenschatz zu, wie er ihn nennt. Mit geübtem Griff schraubt er das Versteck im Hohlraum der Küchendecke auf. Zunächst tastet er nach seiner Waffe, überprüft, dass sie geladen ist, und legt sie auf dem Küchentisch bereit. Dann nimmt er den Umschlag mit den Mikrofilmen aus dem Versteck: Informationen über Agenten in westdeutschen Forschungseinrichtungen. Klarnamen, Adressen, Lebensläufe, Verpflichtungserklärungen und eine detaillierte Beschreibung dessen, was sie ausspioniert und welchen Lohn sie dafür erhalten haben. Tausende Seiten. Seit Monaten sammelt er für den großen Tag.

Im Westen wird man darüber jubeln, dass man mit seiner Hilfe auf einen Schlag zahllose DDR-Spione enttarnen kann. Sobald er dem Bundesnachrichtendienst, dem BND, die Klarnamen und Adressen dieser Agenten übergibt, werden sie für lange Zeit im Gefängnis verschwinden. Für ihn jedoch, Werner Stiller, unehelicher Sohn einer Landarbeiterin, Oberleutnant der Staatssicherheit, ein lächerliches Monatseinkommen, für das man hier einen Scheißdreck kaufen kann, beginnen rosige Zeiten. Er freut sich schon jetzt auf die glänzenden Augen der Geheimdienstler vom BND drüben im Westen. Das, was er ihnen mitbringt, dürfte selbst ihre höchsten Erwartungen weit übertreffen. Er wird dem Westen die Augen über das ganze Ausmaß der Industriespionage öffnen, dem die Unternehmen und Forschungseinrichtungen der BRD seit Jahrzehnten ausgesetzt sind. Zigtausende DDR-Agenten arbeiten in Europa, den USA, selbst in Japan. 3800 besonders zuverlässige Agenten sind in Schlüsselpositionen von Politik und Wirtschaft in Westdeutschland positioniert. »Aber nicht mehr lange«, murmelt Stiller und wirft einen Blick auf die Uhr. Noch ist es zu früh für den Übergang. Auch wenn er es am liebsten schon hinter sich gebracht hätte.

Er verstaubt den kostbaren Umschlag im Koffer unter den Papieren, die er sich heute Nacht in der Zentrale besorgt hat. Der Hund hatte den richtigen Riecher, als er wie irre den Koffer anbellte. Er hat den Braten gerochen. Zum Glück haben die dummen Menschen nicht auf den klugen Hund gehört. Heute nach Dienstschluss ist Stiller noch einmal in die Hauptverwaltung gegangen. Dort in der HVA hat er an geheimen Unterlagen mitgenommen, was er in die Finger bekommen konnte. Mappe um Mappe hat er in seinen Koffer befördert. Als Mitarbeiter war es für Stiller natürlich kein Problem, an die Schlüssel für seine Abteilung zu kommen. Erst morgen werden sie entdecken, dass er den Schrank im Vorzimmer seines Abteilungsleiters aufgehebelt hat. Der Wachdienst hat ihm noch »eine angenehme Nachtruhe« gewünscht, als er den Gebäudekomplex schließlich verließ. Er erlaubt sich ein kurzes Grinsen, als er jetzt daran denkt, wie einfach das alles war.

Stiller will über den Grenzübergang Bahnhof Friedrichstraße in den Westen gehen. Über einen der am schärfsten bewachten Grenzübergänge der Welt. Zumindest für normale Menschen. Dazu gehört er als Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit aber natürlich nicht. Er wird den Diensteingang nehmen, der direkt zu den Gleisen führt. Dort wird er den gefälschten Dienstauftrag vorzeigen. Aber erst nach Mitternacht. Denn selbst wenn der Offizier, der die strenge Kontrolle durchführt, zu Stillers gefälschten Papieren eine Nachfrage haben sollte, wird er kaum mitten in der Nacht einen Vorgesetzten aus dem Bett klingeln wollen. Je später er also geht, desto besser.

Um noch etwas Zeit totzuschlagen, greift sich Stiller wahllos eine der Mappen, die er aus der HVA an sich gebracht hat.

»Ich, Armin Raufeisen, verpflichte mich ...« Er braucht nicht weiterzulesen. Solche Selbstverpflichtungen hat er schon tausendfach in

Augenschein genommen. Kennst du eine, kennst du alle. Diese wurde von einem Geophysiker aus Hannover verfasst. Er ist dem Mann nie begegnet, der Fall wird von einem Kollegen geführt. In der Akte steht, dass dieser Raufeisen vor 22 Jahren in den Westen übergesiedelt ist. Dort hat er auftragsgemäß Karriere gemacht. Mittlerweile hat er es weit nach oben geschafft. Abteilungsleiter bei der Preussag, einem milliardenschweren Energiekonzern. Da hat er seinem Führungsoffizier sicher jede Menge interessanter Dinge zu erzählen. Stiller sieht sich die Akte etwas näher an.

Wahnsinn, was IM Koch – so der Tarnname von Raufeisen – im Westen verdient. Sagenhafte 5000 Westmark, in nur einem einzigen Monat. Ein Vermögen! Dabei sieht der Mann mit der Halbglatze und der breiten lila Krawatte wie ein kleiner Beamter aus. Absolut unsportlich. Bauchansatz. Na ja, er ist ja auch schon 52 Jahre alt. Hat er eigentlich Familie? In der Akte befindet sich ein Urlaubsbild. Nette Frau, dem Foto nach zu urteilen. Und zwei fast erwachsene Söhne. Das Foto wurde irgendwo im Süden aufgenommen, wahrscheinlich in Italien. Alle strahlen. Vor ihnen wagenradgroße Pizzen. Der ältere der beiden Jungen zieht eine Grimasse und tut so, als könnte er die Pizza mit einem Happys vertilgen. Ist wohl witzig gemeint. »Ab morgen ist Schluss mit lustig!«, murmelt Stiller, während er die Akte zurück zu den anderen Vorgängen legt und den Koffer verschließt. Ein letztes Mal sieht er sich gründlich um. An die sieben Jahre hat ihm die konspirative Wohnung als Treffpunkt für geheime Zusammenkünfte gedient. In spätestens sieben Stunden werden seine Kollegen die KW Burg in ihre Einzelteile zerlegen. Dann sollen sie hier nichts mehr vorfinden, was für sie von Nutzen sein könnte.

»Los geht's«, murmelt er, als er aus der Haustür auf die Straße tritt. Es ist noch kälter geworden, aber das spürt er nicht. Nicht mal seine Mütze setzt er auf. Handschuhe braucht er auch nicht. Monatelang

hat er sich auf diesen Moment vorbereitet. Alles wird wie am Schnürchen laufen.

Sobald er im Auto sitzt, entsichert er seine Waffe. Wer sich ihm jetzt noch in den Weg stellt, wird die Nacht nicht überleben.

KAPITEL 2.

Die Nachricht

»Verzieh dich, Tommy. Jetzt aber echt!«, raunzte mich mein großer Bruder an, während er wahllos alles, was auf seiner Seite unseres gemeinsamen Zimmers auf dem Teppichboden lag – schmutzige Sportklamotten, seinen Kram von der Berufsschule, leere Coladosen – zusammenraffte.

Ich zeichnete einfach weiter. Ich versuchte gerade, den Vesuv zu skizzieren. In den Herbstferien waren wir in Italien gewesen. Während ich ein Dorf an der Flanke des Vulkans andeutete, sah ich Micha aus den Augenwinkeln dabei zu, wie er versuchte, den zusammengeklauten Haufen in seinen Kleiderschrank zu pressen. Ging natürlich nicht. Die Türen ließen sich sowieso nur mit Mühe schließen, so voll, wie der Schrank war. »Arschloch!«, schrie er den gelben Kleiderschrank an, als das ganze Zeug wieder auf dem Boden landete. Wahrscheinlich würde er den Krempel, sobald Maike klingelte, mit dem Fuß unter sein Bett schieben. Micha war total verknallt in seine neue Freundin. »Sie ist eine Göttin!«, hatte er neulich vor dem Einschlafen geseufzt. Trugen Göttinnen Latzhosen? Und Buttons, auf denen »Atomkraft? Nein danke!« steht? Na gut, von mir aus.

Mein großer Bruder ließ den Haufen erst mal auf dem Boden liegen und fing an, nach den Räucherstäbchen zu suchen, mit denen er für Maike und sich eine romantische Stimmung erzeugen wollte. »Scheiße, wo sind die?«, grummelte er, während er in seinen Schubladen wühlte.

Ich zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.« Ich würde ihn bestimmt nicht darauf hinweisen, dass er sie am besten im Müllcontainer unten im Hof suchen konnte. Das Zeug löste bei mir Brechreiz aus. Auch nach stundenlangem Lüften hing der penetrante Gestank noch im Raum. Dass ich sie nach Maikes letztem Besuch entsorgt hatte, war reine Notwehr.

Frustriert von der vergeblichen Suche, pflaumte mich Micha an: »Du gehst jetzt, Kurzer!« So nannte er mich hin und wieder, wahrscheinlich, weil er mich um zwei Köpfe überragte. Typ Basketballer. Spielte aber Fußball.

»Hast du mal rausgesehen?« Draußen war eine neue Eiszeit angebrochen. Seit Tagen schneite es. Im Januar 1979 war die Schneekatastrophe das beherrschende Thema in den Nachrichtensendungen. In Schleswig-Holstein waren achtzig Dörfer von der Außenwelt abgeschnitten und zahllose Straßen unpassierbar. Vielerorts fiel wegen der haushohen Schneeverwehungen die Schule aus. Nicht wenige Leute waren vom Schnee in ihren Häusern eingesperrt und mussten aus der Luft mit Lebensmitteln versorgt werden. Ein Wetter, bei dem man keinen Hund vor die Tür jagte. Bei uns in Hannover war es nicht ganz so schlimm, in meiner Schule fand auch noch der Unterricht statt. Aber gerade heute schneite es ohne Unterbrechung.

Wahrscheinlich war selbst einem Klotz wie Micha klar, dass es nicht in Ordnung wäre, mich bei dieser Wetterlage aus der Wohnung zu vertreiben.

»Tommy, bitte!«, bat er mich jetzt in schon viel milderem Ton. Ich schüttelte den Kopf und zeigte nach draußen. Die Schneeflocken wirbelten gegen das Fenster. Micha merkte, dass ihm was richtig Gutes einfallen musste, wenn er unser gemeinsames Zimmer für sich haben wollte. Er zog sein Portemonnaie aus der Hosentasche und öffnete es. Viel konnte nicht drin sein. Seit er das Auto unseres Vaters

geschrottet hatte, musste er von seinem Lehrgeld Monat für Monat die Kosten für die Reparatur abstottern. Kurz bevor es bei ihm mit der Fahrschule losgegangen war, hatte er nämlich schon mal eine erste Fahrstunde genommen – bei sich selbst. »Dann brauch ich hinterher weniger Stunden. Das spart mir jede Menge Geld!«, hatte er argumentiert. Also hatte er heimlich den Autoschlüssel geschnappt, sich hinter das Lenkrad gesetzt und war aus der Garage gefahren. Allerdings ohne sich vorher klarzumachen, wo die Bremse ist. Seither war er fast immer pleite. Jetzt schaffte er es trotzdem, in seinem Portemonnaie ein Fünfmarkstück zu entdecken. Er hielt mir die Münze in der Faust hin. »Geh Pommes essen!«

Na gut, darüber ließ sich reden. Die Pommes im *Salzhaus*, der Frittenbude an der S-Bahn, waren mehr als okay. Und ich hatte natürlich auch nicht wirklich vorgehabt, Maike und Micha bei der Balz zuzusehen. Ich schnappte mir den Fünfer und setzte mich in Bewegung. Im Sommer würde Micha mit einem Freund in eine WG ziehen. Dann hatte ich das Zimmer endlich für mich allein.

Als ich mir im Flur gerade den dicken Parka anzog, klingelte es an der Tür. So früh? Muss Liebe schön sein! »Ich mach auf!«, rief ich Micha zu. Aber er schoss bereits aus unserem Zimmer und kam mir zuvor. »Hey, Mausi, komm rein!«, gurrte er, während er die Tür aufriss.

»Lässt du auch mich in die Wohnung?«, sagte unser Vater trocken und streifte sich den Schnee von den Schuhen ab, bevor er die Wohnung betrat. Dass er so früh von der Arbeit heimkam, war noch nie vorgekommen. Normalerweise ließ er sich nicht vor acht Uhr abends blicken. Und dass er bei der merkwürdigen Begrüßung von Micha nicht breit grinste, sondern vollkommen ernst blieb, zeigte mir, dass etwas passiert sein musste. Er zog weder die Schuhe noch seinen Mantel aus. Er sah blass aus, irgendwie erschüttert. Vielleicht auch

deswegen, weil er seine beschlagene Brille abnahm und sich die Nasenwurzel rieb, als hätte er Kopfschmerzen.

»Wo ist eure Mutter?«, fragte er. Mama hatte sich gerade aufs Bett gelegt. Sie kurierte eine Erkältung aus. Die war zwar schon im Abklingen, aber so richtig prall ging es ihr immer noch nicht. Sie hatte die Unruhe an der Tür mitbekommen und kam von selbst aus dem Schlafzimmer. »Armin!«, rief sie besorgt, als sie unseren Vater entdeckte. »Ist was mit der Familie?«

Wir hatten zu Hause keinen Telefonanschluss. Das machte uns im ganzen Viertel zu Exoten. Bei mir in der 11. Jahrgangsstufe auf dem Gymnasium war ich der Einzige ohne Telefon. Micha und ich brachten das Thema immer mal wieder an, aber unser Vater wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen. Mit den Worten »im Büro klingelt es andauernd, ich will zumindest zu Hause meine Ruhe haben. Irgendwann muss mal Schluss sein!«, hatte er sich schließlich durchgesetzt. Wenn also drüben in der DDR was mit der Familie war, riefen sie immer bei ihm auf der Arbeit an. So auch an diesem Tag.

»Opa!«, sagte er mit gepresster Stimme. »Wir müssen hinfahren. Sonst ist es zu spät. Packt ein paar Sachen zusammen. Wir müssen noch heute über die Grenze.«

Opa hatte Krebs. Schon länger. Im Sommer hatte er noch ganz rüstig auf uns gewirkt. Aber klar – mit so was musste man rechnen. Mama brach in Tränen aus und ich fühlte mich, als hätte mir jemand in die Magengrube geboxt. Wir fingen alle sofort mit dem Packen an.

KAPITEL 3

Über die Grenze

»Papa, ich muss in der Schule Bescheid sagen, dass ich in den nächsten Tagen nicht komme. Ich fahr schnell mal mit dem Bus hin!«, sagte ich, als mein Rucksack fertig gepackt war.

»Muss das denn sein?«, fragte mein Vater ungeduldig.

»Ich schreib nächste Woche drei Klausuren. Was meinst du, was los ist, wenn ich unentschuldigt fehle!«

»Mist!«, entfuhr es ihm. Wie war der denn drauf? Sonst war er doch immer überkorrekt, wenn es um die Schule ging. »Dann beeil dich aber! Michael soll dich fahren.«

Micha sollte mich fahren? Bei den vereisten Straßen? Mein Bruder hatte zwar vor zwei Wochen seinen Führerschein bestanden, aber der neue Audi meines Vaters war tabu für ihn. Das hatte Papa mehr als einmal deutlich gemacht.

Warum verbreitete er eigentlich so eine Hektik? Gerade griff er nach der Mappe mit unseren Pässen im Wohnzimmerschrank, um sie in seine Reisetasche zu legen. Dabei fiel die Box mit den Super-8-Filmen von unseren Urlauben runter. Er sammelte die Filme fluchend vom Boden auf und stopfte sie ebenfalls in die Tasche.

»Warum nimmst du denn die mit?«, fragte ich irritiert.

»Was?«, fragte er abwesend zurück, während er sich nach einer der Filmrollen, die unter das Sofa gerutscht war, bückte. Ich deutete auf den Film in seiner Hand. »Familie Raufeisen in Italien« stand darauf.

»Will ich Opa zeigen. Freut er sich vielleicht!«, murmelte er und rannte in die Küche. »Charlotte, vergiss nicht, die Fotoalben einzupacken!«

Muss ich das verstehen?, fragte ich mich. Nö, muss ich nicht, beschloss ich und machte mich mit Micha auf den Weg zur Schule. Der fand es natürlich toll. Endlich durfte er mal den Audi fahren! Maike, die eben eingetrudelt war, musste natürlich mitkommen.

Keine Stunde später waren wir bereits auf dem Weg zur innerdeutschen Grenze. Die Straßen waren einigermaßen befahrbar, schmutzige Schneeberge türmten sich am Straßenrand auf. Aber immerhin war die Autobahn geräumt und das Schneetreiben hatte etwas nachgelassen. Meine Mutter reichte geschmierte Leberwurstbrote nach hinten, und wir aßen mit Appetit. Lieber hätte ich mir natürlich die Pommes von der Frittenbude an der S-Bahn reingezogen, die mein Bruder mir in Aussicht gestellt hatte. Musste ich Micha jetzt eigentlich den Fünfer zurückgeben? Nicht, so lange er nicht danach fragte, beschloss ich und steckte die silberne Münze in die kleine Reißverschluss tasche in meinem Norwegerpulli. Gleich nach unserer Rückkehr würde ich Pommes mit einer doppelten Portion Ketchup bestellen. Mir lief jetzt schon das Wasser im Mund zusammen.

Maike und Micha hatten sich verabschiedet, als gäbe es kein Wiedersehen. »Ich ruf dich an, wenn wir in Berlin sind, Mausi!«, versprach er ihr. Aber statt endlich ins Auto zu steigen, in dem wir abfahrbereit warteten, knutschen die beiden einfach weiter. Bis mein Vater schließlich ungeduldig auf die Hupe drückte. Maike hatte Tränen in den Augen, als Micha sich endlich von ihr losriss. Sie winkte uns noch lange hinterher. »Wie soll ich das bloß überstehen?«, sagte mein großer Bruder todtraurig, als er neben mir auf der Rückbank Platz nahm und trübe vor sich hinstarrte. Meine Fresse! Der stellte

sich an, als wäre es eine Trennung für immer. Als ginge er hier und jetzt für Jahre in den Knast. Dabei waren wir in spätestens einer Woche wieder da. Einen Kommentar dazu verkniff ich mir aber lieber.

Um auf die Insel Usedom zu kommen, wo Oma und Opa wohnten, mussten wir zuerst über die Transitstrecke nach West-Berlin, einem der Korridore zwischen der Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin. Die Transitstrecken führten quer durch die DDR. In West-Berlin würden wir uns um die Einreiseformalitäten kümmern und dann erst richtig in die DDR einreisen.

Normalerweise war man Wochen vor dem Besuch bei Verwandten im Osten mit lästigem Papierkram beschäftigt. Aber wegen Opas Zustand hatten wir uns einfach ohne die erforderlichen Anträge auf den Weg gemacht. Alles Weitere wollten wir in West-Berlin klären. »Das kriege ich schon irgendwie hin«, meinte Papa zuversichtlich.

Der Grenzübergang kam in Sicht. Sofort hielten alle den Atem an, keiner redete mehr. Schon als wir klein waren, hatten unsere Eltern uns eingebläut, an der Grenze ja bloß die Klappe zu halten. Ich bekam jedes Mal einen Kloß im Hals, wenn wir an die uniformierten Grenzsoldaten heranfuhrten, die nie lächelten und nur so viel wie unbedingt nötig mit uns sprachen. Immer herrschte diese eisige Atmosphäre an der Grenze.

Auf der Transitstrecke gab es meist wenig Probleme, aber wenn man richtig in die DDR einreisen wollte, dann kontrollierten sie dich so gründlich wie einen verdächtigen Drogendealer: Als Erstes gab man die Pässe ab. Die verschwanden in einer roten Tasche und wurden auf einem Laufband in das nahe gelegene Grenzhäuschen transportiert. Von außen konnte man nicht sehen, was sie da drinnen mit unseren Pässen machten. Aber es dauerte lange. Manchmal Stunden.

Währenddessen mussten wir alle aus dem Wagen aussteigen. Sie durchwühlten unsere Sachen, und selbstverständlich musste der

Kofferraum jedes Mal komplett geleert werden. Häufig filzten sie auch noch unser Gepäck. Sie suchten hauptsächlich nach verbotenen Zeitschriften, denn sämtliche Westzeitschriften waren in der DDR verboten. Das galt sogar für Kindermagazine. Micha hatte mal heimlich ein Micky-Maus-Heft für unseren Cousin drüben mit ins Auto geschmuggelt. Da hatten sie uns sieben Stunden an der Grenze festgehalten. Sieben Stunden! Die Grenzer hatten alles durchsucht. Mein Vater musste 175 DM Strafe zahlen. Dafür hätte man ein Fahrrad kaufen können! Die Weihnachtsgeschenke fielen in dem Jahr für Micha ziemlich mickrig aus. Was war der sauer! Noch schlimmer war es bei der Ausreise. Oft sahen sie unser Auto mit Spiegeln von unten an. Wir mussten sogar die Rückbank des Wagens ausbauen. Dann schauten sie nach, ob sich jemand darunter versteckt hatte. Was für ein Stress! An der innerdeutschen Grenze hatte man eigentlich immer ein mulmiges Gefühl.

Dieses Mal war jedoch alles ganz anders. Es gab keine Schlange, in die wir uns einreihen mussten. Na ja, es war ja auch keine Ferienzeit. Und das Wetter war in beiden Teilen Deutschlands gleich mies. Wer wollte da schon unterwegs sein? Wir fuhren langsam an das Häuschen heran, in dem die Grenzer standen. Mein Vater reichte unsere Pässe durchs Autofenster raus. Der Posten sah sich nur kurz den Ausweis meines Vaters an. Die anderen klappte er gar nicht erst auf. Dann reichte er meinem Vater die vier Pässe durch das offene Autofenster zurück und meinte mit einem Lächeln: »Gute Fahrt, Herr Raufeisen.« Und schon verschwand er wieder in seinem Häuschen. Das hatte es noch nie gegeben.

Mein Vater trat aufs Gaspedal und fuhr zügig weiter. Er hatte den Motor gar nicht abstellen müssen, so schnell waren wir durchgekommen. Mein Bruder und ich sahen uns ungläubig an.

»Sag mal, hat der was genommen? Der war doch voll auf Dro-

gen!«, platzte es aus Micha raus. »Oder hast du den bestochen, Papa?«

Mein Vater reagierte nicht. Er registrierte noch nicht mal, dass Micha ihn etwas gefragt hatte. Er grübelte still vor sich hin. Worüber bloß? Das verriet er uns nicht. Überhaupt sprachen wir auf der weiteren Fahrt wenig miteinander. Micha schmachtete nach Maike. Ich war ohnehin kein großer Redner. Meine Mutter starrte die ganze Zeit in die Dunkelheit. Unendlich traurig kam sie mir vor. Kein Wunder, wenn es Opa so schlecht ging. Irgendwann stellte Papa das Radio an. Die Topmeldung der Abendnachrichten brachte Micha und ihn mal wieder dazu, sich zu fetzen.

»Der Spionageabwehr der Bundesrepublik ist offenbar ein Schlag gegen den DDR-Geheimdienst gelungen«, sagte der Nachrichtensprecher in zufrieden-sachlichem Ton. »Bis zum Abend sind fünf mutmaßliche DDR-Agenten festgenommen worden. Zu den Verhaftungen kam es nach der Flucht eines Offiziers des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit. Ein Oberleutnant hatte sich in der vergangenen Nacht nach West-Berlin abgesetzt. In seinem Gepäck befanden sich wichtige Unterlagen aus seinem Dienstbereich. Es wird mit zahlreichen weiteren Enttarnungen von Wirtschaftsspionen aus der DDR gerechnet.« Warum stellte mein Vater denn das Radio gleich wieder aus? Das war doch spannend!

»Krass!«, meinte Micha. »Jetzt scheißen sich die DDR-Spione bei uns im Westen alle in die Hosen. Aus Angst vor ihrer Enttarnung!«

»Du hast doch keine Ahnung, wovon du redest!«, fuhr Papa ihn ungewöhnlich heftig an.

»Also, wenn ich etwas nicht abkann, dann sind es Verräter«, hielt Micha aggressiv dagegen. »Das sind ganz miese Typen. Ratten! Ihr Leben lang spielen die anderen was vor. Hoffentlich sperren sie die Arschlöcher, die sie erwischt haben, für immer ein.«

»Zweimal hintereinander in der Schule hängenbleiben. Aber immer große Töne spucken«, ätzte unser Vater.

Mama legte sich eine Hand auf die Stirn und verdeckte ihre Augen, wie um sich abzuschildern. Es gab häufiger Stress zwischen Micha und Papa. Aber gerade jetzt konnte sie das gar nicht gut ab.